

Die Pest in Basel im 14. und 15. Jahrhundert

Autor(en): Heinrich Buess
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1956

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/c1ef2fa6-29c9-46a9-a37e-3de594f95f49>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Die Pest in Basel im 14. und 15. Jahrhundert

Von Heinrich Bueß

Wenn sich die Basler im Jahr 1956 in besonderer Weise an das große Erdbeben erinnern, das vor 600 Jahren ihre Stadt heimgesucht hat, so steht, aufs Ganze der damaligen Katastrophe gesehen, dieses Ereignis im Schatten einer weit größeren Erschütterung. Ich denke hier mit der Redaktion des Basler Jahrbuches, die mich um diesen Rückblick gebeten hat, an ein weit ausgedehnteres Wüten von Naturmächten, das geradezu kontinentale Ausmaße annahm und unseren ganzen Kontinent mit den benachbarten Regionen in einen wilden Strudel riß, aus dem er erst viele Jahrzehnte später völlig frei wurde. Es ist dies die aus dem Osten zuerst über die südlichen und dann über die nördlichen Länder hereinbrechende Pest, die noch heute irgendwie im Bewußtsein des Volkes weiterlebt und daher verdient, in ihrer ganzen Furchtbarkeit in Erinnerung gerufen zu werden.

Unser geschichtliches Bild setzt sich aus fünf Teilen zusammen. Im Vordergrund steht das Seuchengeschehen aus den Jahren 1348/49, wie es uns auch von den Basler Chronisten überliefert worden ist (1. Teil). Als Szenerie, in dem sich diese schreckhafte Krankheit abgespielt hat, seien zweitens die hygienischen Verhältnisse im alten, von der Krankheit heimgesuchten Basel vor Augen geführt. Der Blick des Beschauers wird im weiteren Gang der folgenden Zeiten gefesselt durch eine einzigartige Gestalt, die in Basel selber von dem todbringenden Leiden gepackt wurde, nämlich Aeneas Sylvius Piccolomini, den Stifter unserer Universität (3. Teil). Tumultuari-sche Bewegungen der so gewaltig bedrohten Menschen des entscheidenden 14. Jahrhunderts erschüttern aufs tiefste den heutigen, so unbesorgt dahinlebenden Betrachter und offenbaren ihm die nachhaltigen sozialen und wirtschaftlichen Auswirkungen, die — wie der 4. und 5. Abschnitt andeuten sol-

len — dem späteren Mittelalter weithin ein neues Gepräge verliehen. Unser Gemälde kann bei dem beschränkten Raum nur die hervorstechendsten Tatsachen skizzieren, während manches wissenswerte Detail übergangen werden muß. Angesichts dieser bedeutsamen Umwälzung sieht sich der Arzt von heute schließlich veranlaßt, die damaligen Phänomene dem Versuch einer biologischen Erklärung zu unterziehen.

I.

Es sind Männer aus den verschiedensten Ständen, Bewohner der verschiedensten Länder, die als Augenzeugen der Nachwelt mehr oder weniger getreue Kunde *von der Pest und ihren Auswirkungen* hinterlassen haben. Unter ihnen nehmen Ärzte und Kleriker den wichtigsten Platz ein, die ersten mit dem besonderen Auge für die körperliche Affektion, die zweiten mit dem Blick für die geistig-sittlichen Begleiterscheinungen begabt. Ihnen allen wohnt der Glaube an das Wirken einer höheren Macht inne, eine Haltung, die notgedrungen alle Abwehrmaßnahmen mit lähmendem Bann belegen mußte. Auch den phantasievollen Schilderungen der Dichter, die durch antike Vorbilder wie Thukydides und Lukrez geprägt waren, werden wir unsere Aufmerksamkeit nicht versagen.

Als erster Gewährsmann von höchster Dignität tritt uns der italienische Rechtsgelehrte Gabriel de Mussis aus Piacenza entgegen, der von 1344 bis 1346 im Orient weilte und dort den Ausbruch der Pest miterlebte. Ein grauenvolles Bild enthüllt sich vor unseren Augen. Die Stadt Caffa am Schwarzen Meer, in der sich christliche Flüchtlinge aus östlichen Gebieten aufhielten, wurde von den Tataren belagert. In deren Reihen brach die Seuche aus, so daß «das ganze Heer darniederlag, täglich ungezählte Tausende dahingerafft wurden. Es schien ihnen, als kämen Pfeile vom Himmel herabgeflogen», die den Stolz der Tataren brachen, indem ein heftiges Fieber «mit Erstarrung der Körpersäfte in den Leisten» sie schlug. In ihrer Verzweiflung wählten die Belagerer einen verbrecherischen Ausweg. «Sie befahlen, die Leichen mit Wurfmaschinen in die Stadt Caffa hineinzuschleudern», so daß die Luft dort ebenfalls verpestet wurde. Die auf diese Weise bedräng-

ten Christen flüchteten sich auf einem Schiff nach Westen. Überall setzten sie neue Herde des Verderbens.

Mag dieser zeitgenössische Bericht in vielem übertrieben, ja fragwürdig erscheinen, so deckt sich doch sein Inhalt mit mehreren anderen Aussagen, darunter auch mit einigen russischen Chroniken, z. B. derjenigen aus Woskresensk, der von dem bekannten russischen Soziologen Maxim Kowalewsky besondere Bedeutung beigemessen wurde. Für das Jahr 1345 wird dort von einer Pest erzählt, die mit der «Strafe Gottes in Ägypten» verglichen wird. Daß die Volksstämme der südlichen Steppen Rußlands als Ursprungsort der Pest anzusehen sind, erscheint trotz fehlender zuverlässiger Nachrichten um so unwahrscheinlicher, als schon im 13. Jahrhundert ein Handelsverkehr aus Zentralasien nach den Küsten des Kaspischen Meeres bestand. Die Berghänge des Himalajagebirges als ersten Herd zu betrachten, legen auch die späteren ärztlichen Augenzeugen nahe. (Vgl. 6. Teil.)

Im Gegensatz zu diesen teilweise im Dunkel der Geschichte entschwindenden Anfängen steht nun die Krankheit mit einem Schlag an verschiedenen Orten des Mittelmeerraumes in äußerst scharfem Profil da. Seitdem der deutsche Arzt und Seuchenhistoriker J. F. C. Hecker die Übereinstimmung des Schwarzen Todes, wie er später genannt wurde, mit dem modernen Krankheitsbild der Pest nachgewiesen hat, besteht an dieser Identität kein Zweifel mehr. Die durch Bazillen hervorgerufene Pest äußert sich noch heute in zwei Formen, der sogenannten Lungenpest, einer mit Blitzesschnelle verlaufenden Lungenentzündung, und in der Beulen- oder Bubonensepe, die sich in den Lymphdrüsen vor allem der Leisten- und Achselhöhlen festsetzt. Hören wir auch hier wieder einen Gewährsmann des 14. Jahrhunderts, nämlich den späteren Vizedekan Johann von Parma aus Trient, der die Krankheit am eigenen Leib erlebte:

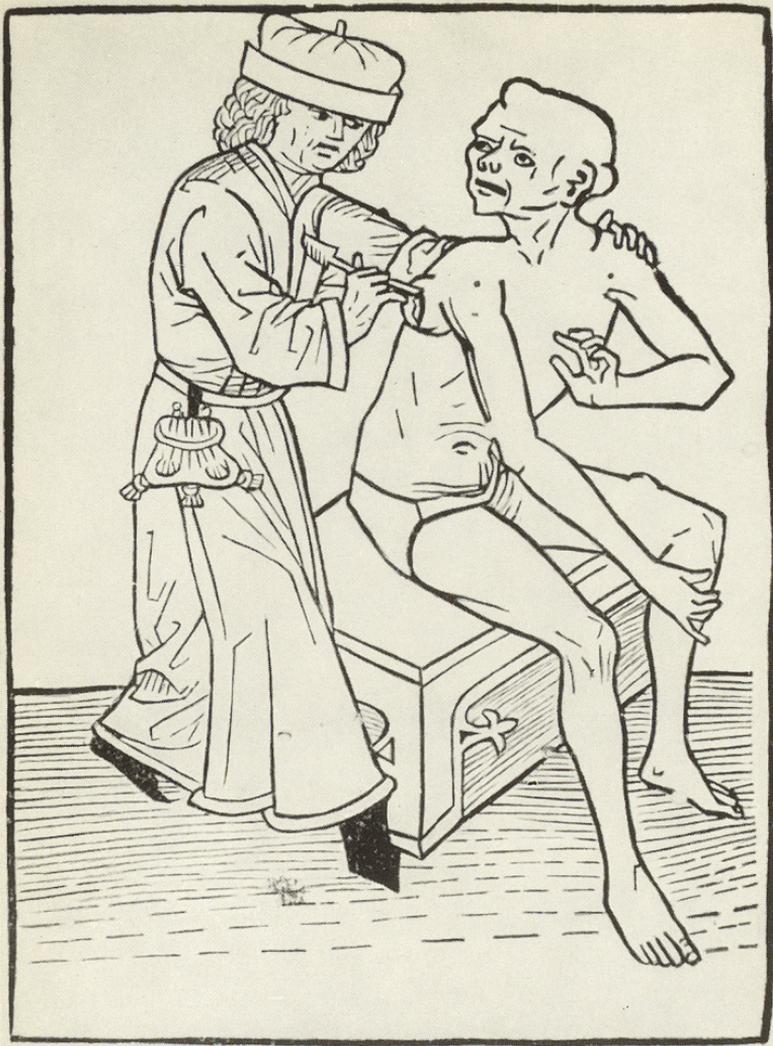
«Im gleichen Jahr (1348), am 2. Juni, setzte in Trient eine tödliche Krankheit ein, die fünffach war: 1. Kontinuierliches Fieber; 2. Drüsen, die in den Leisten oder unter den Armen aufkamen; 3. Karbunkel; 4. Blutiger Auswurf, der «antras» genannt wird; 5. mali dormia; 6. dieses wird das St. Christophorus-Leiden genannt.» Es wird beigefügt, daß von 6 Personen in Trient 5 starben, keine einzige Fa-

milie verschont blieb, ja viele damals ausstarben, und daß eine Massenflucht einsetzte. «Von den mit blutigem Sputum Behafteten sah oder hörte ich keinen entrinnen, und die von den anderen Schwächen Befreiten blieben zum größeren Teil geschädigt oder erholten sich erst nach langer Zeit.» Eine Frau, die am Grab des Mannes betete, sah der Kleriker tot zusammenbrechen.

Dieses in seiner Schlichtheit erschütternde Bild klingt viel glaubhafter als viele allzu sehr in Schwarzweiß malende Augenzeugenberichte, wie etwa derjenige von Boccaccio's «Decamerone», dessen Entstehung vom Verfasser auf die in Florenz wütende Pest zurückgeführt wird. Auch aus ärztlichen Krankengeschichten, so z. B. derjenigen des berühmten päpstlichen Leibarztes Guy de Chauliac in Avignon, geht klar die verschiedene Manifestation der Krankheit hervor. In medizinischer Hinsicht kann also kaum ein Zweifel am Charakter der Krankheit bestehen.

Um so unsicherer sind im einzelnen die Wege, welche der so unheilvoll einerschreitende Würgengel nahm, der weder hoch noch niedrig verschonte. Als solche war die Pest schon seit dem Altertum bekannt. Das erste Buch des Propheten Samuel erzählt verschiedentlich von «Apholim» (Beulen), mit denen die Bewohner von Asdod geschlagen wurden, als die Philister die Bundeslade in ihre Stadt brachten. Ähnliche Heimsuchungen sind aus anderen alttestamentlichen Stellen überliefert. Handelt es sich bei der sogenannten attischen Pest des Thukydidēs mit Sicherheit nicht um unsere Krankheit, und müssen wir in der Pest des 2. Jahrhunderts n. Chr. (zur Zeit des großen Arztes Galen, der vor ihr vergeblich floh) mit größter Wahrscheinlichkeit eine der frühesten Pockenepidemien des Abendlandes annehmen, so ist vielfach bestätigt, daß es eine Beulenpestepidemie größten Ausmaßes war, die das oströmische, eben konsolidierte Reich Justinians in seinen Grundfesten erschütterte. Zwei deutsche Epidemiologen der ältesten Generation, Georg Sticker und Hans Schloßberger, sind den weiteren Seuchengeschennissen besonders auch in Kriegszeiten nachgegangen, so daß wir uns hier darauf beschränken können, zu zeigen, auf welchen Wegen die Pest nach Basel gelangte.

Ihre Ausgangspunkte waren Genua und Marseille, wohin



Pestarzt beim Beulenschneiden. Nürnberg 1482.

Die Klischees wurden freundlicherweise von der Ciba-Aktiengesellschaft, Wehr (Baden), zur Verfügung gestellt.



Der an der Pest erkrankte heilige Rochus wird von einem Hund mit Brot ernährt und von einem Engel gepflegt. Mainz um 1480.



Pestamulette, 16. Jahrhundert. Historisches Museum Basel.

die Schiffe aus dem Schwarzen Meer gelangt sein sollen, um sich ihrer traurigen Fracht zu entledigen. Der erste der Wege führte von Oberitalien aus noch im Herbst 1348 über Varese, Bellinzona, über den Gotthard und Lukmanier in die Eidgenossenschaft (vor allem über das Kloster Disentis nach Zürich). Das Rhonetal aufwärts schlich sich die Krankheit vom Westen her in die Gegend von Bern, wo Justinger im Zusammenhang mit dem Kriegszug ins Oberland die frohe Ausgelassenheit schildert, als man «von dem großen Tode» aufatmete. Schrecklich soll die Seuche in Ruswil gehaust haben, wo ihr allein 3000 Menschen zum Opfer gefallen sein sollen. Und von dort war nur ein kurzer Weg bis in unsere Stadt.

Die genannte Zahl führt uns zur Frage nach der Höhe der Sterblichkeit. Die sehr verschiedenen Angaben beweisen die Unzuverlässigkeit sämtlicher Unterlagen. Nur aus wenigen Städten, wie namentlich Venedig, Florenz und Bremen, dürften einigermaßen verbürgte statistische Anhaltspunkte vorhanden sein. Kowalewski errechnete aus den Listen der venezianischen Ratsmitglieder 30% Gestorbene, die Taufbücher der florentinischen Republik ergeben bei 145 000 Einwohnern ungefähr 80 000—100 000 Tote, in Bremen wurden in vier Kirchsprengeln 6966 Opfer registriert. Man wird gesamthaft nicht zu niedrig greifen, wenn man den Verlust im Durchschnitt der Länder mit einem Viertel annimmt, also zur gewaltigen Zahl von 25 Millionen gelangt. «Ein Viertel der damaligen Menschheit ging in den Jahren 1347—1350 mit dem Tod ab», so ungefähr lauten übereinstimmend die Angaben der Chronisten und Historiographen.

Allen den teilweise sehr gewichtigen Zeugen des derart verdüsterten Jahrhunderts waren furchtbare Naturkatastrophen ein nicht wegzudenkender Teil des Gesamtbildes. Als eine Stimme von vielen ähnlichen sei eine Stelle aus dem «Buch der Natur» des tüchtigen Beobachters Konrad von Megenberg zitiert (nach Heinrich Haeser):

«Nu prüef: was dunstes in dem grôzen geperg beslozzen sei gewesen, der het sich gesament manig jâr. dô der nu auzprach in die lüft, dô was niht unpilleich, daz er vergifte den luft enseit des gepergs, mêr dann über vil hundert langer meil, und auch disseits gar verr. das

wart wol schein (offenbar) wan der groest sterben kom in demselben jâr und in dem naechsten dar nâch . . . — Der gemain sterben kom zwar von dem vergiften luft, des nim ich ein urkünd (Beweis) an vil dingen.»

Eine Revolution im Innern der Erde also ist der gemeinsame Ursprung aller der Umwälzungen in der Atmosphäre, die zu Erdbeben, Überschwemmungen und Dürre und in ihrem Gefolge zu Mißwachs und Hungersnot führte. Der mittelalterliche Mensch muß unter furchtbarem seelischem Druck gestanden haben. Und es ist den Geschichtsschreibern noch des 19. Jahrhunderts voll und ganz zu verzeihen, wenn sie alle diese Notschreie getreulich registriert haben. Erst im Zeitalter des triumphalen Positivismus, der nur die diesseitigen Faktoren kannte, erhoben sich die ersten kritischen Stimmen gegen derartige kausale Konstruktionen, die dann leicht dazu führten, das Kind mit dem Bade auszuschütten, also jene außerordentlichen Erscheinungen überhaupt zu leugnen. In der Wiedergabe der heutigen Interpretationen der wirtschaftlichen Folgen des «Leutesterbens» wird noch einiges dazu nachzutragen sein.

II.

Wie aber stand es um unsere *Stadt Basel* in jener bewegten Zeit? Es ist bekannt, daß wir eine eigentliche Stadtchronik, vergleichbar etwa derjenigen Berns, nicht besitzen. Man würde aber fehlgehen in der Annahme, daß die großen Aufzeichnungen wie die Sächsische Weltchronik von den gelehrten Herren der Basler Klöster ganz unbemerkt geblieben wären. Wenn wir auch keinen Johann von Winterthur und keinen Fritsche Closener unter ihnen haben, so doch einen anonymen Chronisten, der um das Jahr 1400 rückblickend auch der Pest gedenkt.

Bevor wir auf die knappen Notizen eingehen, sei in Kürze versucht, die lokalen Verhältnisse jener Zeit anhand der «Topographie» von Daniel Fechter und der Zusammenstellung des Medizinhistorikers Karl Baas mit dem Auge des Arztes zu betrachten. Es ist für den heutigen Menschen außerordentlich schwer, sich in das Weltbild etwa eines Baslers des Spätmittel-

alters einzufühlen. Der holländische Kulturhistoriker Johann Huizinga hat im ersten Kapitel seines Werkes «Der Herbst des Mittelalters» ein kontrastreiches Bild vermittelt von der ungeheuren «Spannung des Lebens», in der sich der damalige Alltag abspielte. Es dürfte auch für das Leben des Basler Bürgers zutreffen, daß er zumal in den fürchterlichen Jahren der Pest «den Duft von Blut und Rosen durcheinander vertrug». Was Basel anbelangt, so sind wir wie überall, sowohl im geistigen wie im leiblichen Bereich, über die Schattenseiten des Daseins besser unterrichtet als über die Höhepunkte. Denn über die Behebung der hygienischen Mißstände finden sich in den alten Ratsbüchern doch manche interessante Einzelheiten, von denen einige herausgegriffen seien.

Was für die Bauweise im allgemeinen, das gilt auch für Basel. Auch bei uns waren die Gassen vielfach so eng, daß die Häuser sich oben fast berührten. «Schmutz, Elend und Unsittlichkeit» bilden nach Haeser die drei Charakteristika des physischen Leben jener Zeiten. Die Hinwendung zum Jenseits hatte eine asketische Vernachlässigung der Leibspflege zur Folge. Das ist der Rahmen der kollektiven und individuellen Hygiene, in welche die nachfolgenden Beispiele hineinzu stellen sind. Wenn Petrarca nach seinem Besuch von Basel als einer «großen und schönen Stadt» spricht und wenn Aeneas Sylvius Piccolomini die große Zahl von Brunnen rühmt, so mag dabei einiges Schmeichelhafte mit unterlaufen sein. Tatsache ist, was dem scharfsichtigen Sienerer auch nicht entgangen ist, daß der Birsig damals mehr einer großen Kloake als einem Bach glich, ein Übelstand, der aus dem damaligen Venedig besonders vermerkt wird. Eine liebe Not der Stadtväter waren die sich auf den Gassen herumtreibenden Schweine, die gelegentlich zu schweren Unfällen auch von hochgestellten Persönlichkeiten führten, abgesehen von dem Mist, den sie verursachten.

Der Ratsbeschuß von 1417, der auch die Abfallbeseitigung betrifft, läßt diesen Übelstand deutlich erkennen: «daz sy nit wellend, daz in den rechten lantsstrossen jemand deheinen mist, wy schetten, kumber, wust noch unrat hynnanthin me for sin thüre uss an die gassen schütte, als lang zit dehar ist geschaeen. Aber denen, so in den nebet gesselin gesessen . . ., will man gönnen, iren mist für ir thüren

ze slahende.» (1466 wurde auch dieses ‚Privileg‘ aufgehoben.) «Es louffent ouch vil swinen in der statt allenthalben, wuesten und brechent den luten ir zuene . . . harumb hand sù ouch geheissen verkünden, dass alle die, so swin hand, dieselben teglich fuer den hirten trieben . . . wer das nit tut, muss von jedem swin, das in der stat funden wirt, 2 btz. geben.»

Zu diesen positiven Fakta gehört die spezielle Verordnung für den Fleisch- und Fischverkauf in Basel. Aber wenn man andererseits die Trinkwasserversorgung ins Auge faßt und an die zahlreichen Sodbrunnen denkt, die damals besonders in den oberen Quartieren noch bestanden, so dürften die gewerbe-polizeilichen Maßnahmen weitgehend illusorisch gewesen sein. Eine gewisse Besserung trat hier erst nach dem Erdbeben ein. Zu weiteren Quellen der Ansteckung mit infektiösen Krankheiten wurden immer mehr die öffentlichen Badestuben in der Gegend des heutigen Andreasplatzes und der Leonhardskirche, und erst das scharfe Eingreifen des Rats auf Betreiben der Väter des Konzils dürfte dem gemeinsamen Baden beider Geschlechter einen Riegel geschoben haben.

Fechter hatte besonderes Verständnis für diese hygienischen Fragen. Und ihm verdanken wir die Angaben über die «Freiheitsknaben» der Kohlenberggegend, die in Pestzeiten als Totengräber eingesetzt wurden, sowie über den «Wohnsitz der Sinnlichkeit» auf der Lys, wo die Freudenmädchen ihrem Gewerbe nachgingen. In den Jahren des Konzils herrschte diesbezüglich ein äußerst reges Leben, was übrigens auch eines der wichtigen Kennzeichen der ganz andern Lebensauffassung des Mittelalters ist. Die Spitäler dienten den Armen, Flüchtlingen und den Siechen, d. h. vor allem den Aussätzigen. In Pestzeiten dürften sie bei dem akuten Verlauf der Krankheit selten in Anspruch genommen worden sein. Neben den Klerikern, die zahlenmäßig noch überwogen und wie der nachmalige Basler Bischof Peter von Aspelt in einzelnen Fällen zu hohem Ansehen gelangten, spielten als Ärzte die Juden eine wichtige Rolle. Dies verdient hervorgehoben zu werden gegenüber der Behauptung, daß die Angehörigen dieser Rasse von der Pest verschont geblieben seien, die auch noch von Theodor Meyer-Merian geteilt wird.

Damit sind wir bei der letzten zusammenhängenden Dar-

stellung der Pest angelangt, die von dem genannten Arzt, dem auch als Dichter hervorgetretenen späteren Direktor des Bürgerspitals, auf das Jahr 1856 verfaßt wurde.

Ohne auf Einzelheiten einzugehen, ist es doch bezeichnend für das mangelnde Interesse der damaligen Fachgenossen an der Medizingeschichte als solcher, hätte doch sonst der nicht ortsgebundene Verfasser die Vorarbeiten von Justus Friedrich Carl Hecker (1832) und Heinrich Haeser (1843) ohne Zweifel benützt. Es dürften aber gerade derartige Übersichten wie diejenige Meyers der seuchengeschichtlichen Forschung einen starken Auftrieb gegeben haben. (Vgl. die noch heute grundlegenden Beiträge von August Hirsch von 1865 an.)

Wir ersparen es uns, auf die von Kriegen mannigfachster Art heimgesuchte Zeit näher einzugehen. Basel sah bei Ausbruch der Pest mit gespannter Erwartung dem Ausgang des Kampfes zwischen Kaiser und Papst entgegen, in dem es die Partei des ersteren ergriffen hatte. Erst nach der Einsetzung Karls IV. als König erhielt Basel die langersehnte päpstliche Absolution. Als unheildrohende Naturerscheinung erschien vielen das Niederstürzen der Pfalz in den Rhein, offenbar als Folge eines lokalen Erdbebens, wie sie damals an verschiedenen Orten beobachtet wurden. Durch derartige Ereignisse wurden die Gemüter in jener Zeit weit mehr bewegt als heute.

Und als nun die Kunde vom Herannahen einer todbringenden Krankheit sich verdichtete, stiegen Grauen und Furcht ins Grenzenlose. Was wir in der anonymen Chronik lesen, ist aus einem Abstand von etwa 50 Jahren geschrieben und vermag deshalb nur noch ein schwaches Bild von der damaligen Lage in unserer Stadt zu vermitteln. Aber gerade in ihrer Schlichtheit dürften die knappen Aufzeichnungen ihre Wirkung nicht verfehlen.

Im 4. Band der von August Bernoulli im Auftrag der «Historischen und antiquarischen Gesellschaft» bearbeiteten «Basler Chroniken» findet sich der Passus über die Pest (S. 372 f.):

«In dem 1346 jor von Christus geburt hub sich enhalb des mers ein gros luttensterbeit, dem von angenge der welt nie glich ward. dar noch in dem nechsten jor brochten es die von Genue heruber, von gotz rach, in Welschi land. das beschach, das der von Genue vil ge-

woffnetter furen uf dem mer; do lagen vil Heiden vor einer Cristenen stat uf dem mer und konden ir nut gewinen. do botten die Heiden die von Genuë, das si inen hulffen die stat gewinen und inen als gut forus hetten. das verheing got, wond er es an der Cristenheit wolt rechen; und gewunen die stat, und nomen das gut; die Heiden nomen die lut, und ward die stat zerbrochen. das rach got des ersten an den selben und an den von Genuë: do si hein komen, si sturben alle gehes dodes, und alli, die si sachen, die sturben ouch; alle, die die dritten ie gesohen, die sturbent ouch, und also starb ie eines von dem andren. darnoch in dem nechsten jor kam er gon Österrich, das nut der 6. moensche bleib, und darnoch in allen Tutschen landen; und hat es denocht in den 50 joren nut volgangen.

Diese Schilderung des Ausbruchs und Verlaufs der Pest wurde hieher gesetzt, um dem Leser einen Eindruck nicht nur von der Furchtbarkeit der Seuche, sondern auch von der Tatsache zu geben, daß unser Anonymus über den wirklichen Hergang ziemlich gut Bescheid wußte. Die Angaben stimmen ziemlich gut überein mit dem oben angeführten Augenzeugenbericht des italienischen Notars. In diesem Sinn müßten wohl auch die 4. und 5. Anmerkung des Herausgebers richtiggestellt werden. Auch die Dauer der Pest wird im Schlußsatz richtig angegeben.

Die Beschreibung der Epidemie in Basel beschränkt sich auf einen Satz, während die als unerhört empfundene Anschuldigung der Juden, die wir ebenfalls hieher setzen, einen breiteren Raum einnimmt:

«Do ward ouch ze Basel gestorben, das von Eschsemertor untz an das Rintor, die selbi gas durch nider, das zwei ellich gemachel nienen bi enander beliben, den druy. es stund ein gross lumdung uff, das die Juden die Cristenheit dilken wolten mit vergift, die sy heinlich über mer har brocht hetten, und das si lang daruf gedacht hetten, wie si die Cristen getilketten, das ir minder wurd, und das sisi den slüegen; man vand ouch manig seclin in wasser und in brunen, die vergift woren. des ward menig Kristen genöttiget und bewegen; die meisteil verjahan, das si gut von den Juden genomen hetten und die Cristen getilket soltten han. etlich verjahan under in; so si die Juden dinkten, das in ir hochmeister uf den fus drette und die hand uf das houbt leiti, und etlich vil wort sprechent, so wurd in also ernst, möchtten sy all Cristan eins tages getöttet han, si hetten sich nut gesumt. do dire lümdung von den Juden uferstund, do sworent di heren etwe vil über die Juden und slugen si ouch; kurtzlich si slugen all heren, on der her von Österrich, der hielt sie lenger. do si in des riches steten dis ersa-

chent, etwo verbrantten si sich selv, etwo verbrant man sy mit be-
dochttem mut, etwo die gemeinde über des rattes willen, das der
Juden nienen nüt beleib, den do ich vor genemt han.

Do dis beschach, do zalt man von gotz geburt 1349 jor und
6 monat. dis ding geschach alles sament: het man den Juden nüt sullen
geltten, si weren sin alles über worden. in allen stetten wurden si un-
der enander brüchig umb der Juden gut; die heren und die stet wur-
den stössig umb der Juden gut. sid die irikeit uffstünd von der Juden
wegen, und sid des vordren Keissers Ludwigs dot, ward weder frid
noch sun niemerme in des riches stetten . . .»

Dieser Bericht bedarf, was die Pest betrifft, keines Kom-
mentars. Ähnlich lauten die Stellen in den kleineren und
größeren Basler Annalen. Mit weiser Beschränkung werden
Zahlenangaben vermieden. In den neueren Geschichtswerken
findet sich der Hinweis, daß in Basel im Jahr 1349 ungefähr
14 000 Menschen dahingerafft worden seien. Woher rührt
diese Zahl?

Es scheint, daß sie erstmals durch die Chronik von Chri-
stian Wurstisen aus dem Jahre 1580 allgemeine Verbreitung
fand. Der «freyen mathematischen Künsten Lehrer» fügt sie
als letzten Satz seinem Abschnitt «Der schreckliche Weltster-
bent» (S. 169) bei. Nachdem er die Naturkatastrophen in
allen Landen als *fragliche* Ursache der Seuche erwähnt hat,
schließt er die ergreifenden Sätze an, die recht eigentlich dem
damaligen Empfinden entsprochen haben müssen:

« . . ., das man geachtet, seit dem Sündfluss were uber Menschlichs
geschlecht kein grösserer noch langwieriger Sterbent ergangen. Zu Ba-
sel bleiben von Äscheimerthor biss an das Rheinthor herab beiderseits
nur drey Ehe gantz, und vergiengen in der statt bey 14 000 Men-
schen.»

Es ist ganz offensichtlich, daß diese Zahl viel zu hoch ge-
griffen ist. Gustav Schönberg gelangt auf Grund der Steuer-
bücher der Stadt Basel für das 15. Jahrhundert zum Schluß,
«daß die Bevölkerungszahl vielmehr keinesfalls die von
15 000 überstieg, dagegen wahrscheinlich eine geringere und
in normalen Zeiten sogar eine erheblich geringere war.» An-
dreas Heuslers Schätzung stimmte nach dem genannten Wirt-
schaftshistoriker mit seiner eigenen überein. Wenn mit einer
Bevölkerungszahl von 10 000 Personen gerechnet wird, so
dürften in den Jahren des Schwarzen Todes höchstens die

Hälfte gestorben sein, eine jedoch für damals unheimlich hohe Zahl.

Irgendwelche Besonderheiten der Seuche sind auch nach dem Historiker Rudolf Wackernagel für Basel nicht zu registrieren. Ganz anders die Judenverfolgung, die als eines der unrühmlichsten Kapitel im vorliegenden Zusammenhang — nach dem Vorbild Theodor Meyers — unbedingt kurz skizziert zu werden verdient. Nach der Erzählung des anonymen Chronisten kam in der tödlichen Furcht vor der Pest das von manchen Schuldnern geschürte Gerücht auf, daß die Juden die gesamte Christenheit mit Gift vernichten wollten. Zum Erbärmlichsten, was man im mittelalterlichen Schrifttum lesen kann, gehören die angeblichen Geständnisse, die z. B. in der Gegend des Schlosses Chillon (damaliges Savoyen) von einem Juden erpreßt wurden. Darnach hätten die Juden geheimnisvolles, aus dem Morgenland gebrachtes Gift in die Brunnen geschüttet. Man wird dabei lebhaft an gewisse Berichte aus allerjüngster Zeit erinnert. Wie viele andere Städte ließen sich die Basler in ihrer furchtbaren Bedrohung von dem Sturm der Leidenschaften hinreißen. Auch hier gibt uns Wurstisen in seiner Knappheit den einprägsamsten Bericht (S. 170):

«Das Pöfel war über die Juden also ergrimmet, das sie den Raht zwungen die Juden zu verbrennen, und in 200 jaren keinen mehr in die Statt einzusitzen lassen. Also wurden sie nach Wiehnachten des 1348 jares in ein Ow des Rheins in ein höltzin Häusslin zusammen gestossen, und jämmerlich in Rauch verschicket.»

Das genaue Datum war der 16. Januar 1349. Die Pest kam im Sommer nach Basel. Ich betone diese zeitliche Reihenfolge im Hinblick auf das im 4. Abschnitt allgemein Festzuhaltende. Man hat in diesem Zusammenhang von Lynchjustiz gesprochen, und wenn irgendwo, dann ist diese Bezeichnung in Basel angebracht. Um von der ganzen, für die damaligen Menschen apokalyptisch anmutenden Zeit einen Begriff zu geben, müßte hier auch noch von den Geißlern gesprochen werden. Doch soll lediglich noch beigefügt werden, daß im Sommer 1349 ein gewaltiger Zug von Büßern aus unserer Stadt nach Avignon zum Papst pilgerte, allerdings mit leeren Händen umkehren mußte. So ist auch Basel in jener schweren

Zeit durch Leistungen von allgemeiner, wenn auch negativer Bedeutung hervorgetreten.

Als positives Faktum sei zum Abschluß wenigstens eine Maßnahme genannt, die als indirekte Auswirkung der Pestpandemie bezeichnet werden darf. Ich meine die sogenannte Seuchenordnung des Basler Rats, die kurze Zeit nach der Pest herausgegeben wurde und in die Geschichte der Seuchenabwehr als eines der allerfrühesten Dokumente dieser Art eingegangen ist. Es mag dies gleichzeitig auch ein Hinweis sein darauf, wie machtlos die ärztliche Therapie der Krankheit gegenüberstand. Als um so weitblickender ist die Prophylaxe zu bewerten, die in Basel gegen verschiedene ansteckende Krankheiten eingeführt wurde. Als erste der «Siechtage», die «ze schühende sint», wird «ein durchspitzige suchte, als mit den hüllen loufft», genannt, also ohne Zweifel die Beulenpest. Als weitere Infektionskrankheiten figurieren in dieser seuchenpolizeilich für jene Zeit einzigartigen Regelung noch die Lungenschwindsucht, der Milzbrand, das Trachom und der Aussatz. Wenn auch mit Rud. Wackernagel die von Sudhoff vermutete Anlehnung dieser Ratsverfügung an das «Regimen Sanitatis Salernitanum» als unwahrscheinlich zu betrachten ist, so spielen alttestamentliche Vorbilder sicher eine Rolle. Jedenfalls war es am Platz, auf dieses für die Medizingeschichte unserer Stadt höchst wertvolle Schriftstück aus den Ratsbüchern hinzuweisen. Auch an die Aussatz-Verordnung des Magisters Berthold Starck vom Jahre 1396 müßte der Vollständigkeit halber noch erinnert werden.

III.

Wurde bisher zu zeigen versucht, wie die Pest mit gieriger Hand in die Geschichte eines Gemeinwesens eingriff, so sei jetzt das Eingreifen derselben Krankheit in das Schicksal eines hervorragenden Menschen des 15. Jahrhunderts geschildert.

In einem anonymen «Lobspruch an die hochloblich und Weitberümete Statt Basel» aus dem Jahr 1581, der von Huldrych Frölich in deutsche Reime übertragen wurde, fand sich unter vielen anderen geschichtlichen Daten folgende hübsche Stelle:

«Welcher nun die Principia
 Der Künsten so erlernt da,
 Wirdt promoviert gleich an der stet
 Inn dieselb Universität,
 Welche Aeneas Sylvius
 (Sonst genannt Pius Secundus)
 Erhebt hat, und Privilegiert,
 Als er erlangt Böpstliche Wierdt,
 Gedenckende an die Gutthat,
 So ihm bewiesen in der Statt,
 Als er in dem Concilio
 An der Pest laborieret do.»

Diese Verse müssen einer allgemeinen Ansicht der Basler von Anno dazumal entsprochen haben. Und weil demnächst unsere «Alma mater Basiliensis» ihren 500. Geburtstag feiern wird, darf diese tragische Episode ihres Stifters mit einem gewissen Recht ins Gedächtnis zurückgerufen werden.

Verfolgen wir zunächst den von Grauen begleiteten Siegeszug der Pest durch die Jahrzehnte bis zum Basler Konzil! Sie hatte bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, bald da, bald dort, ununterbrochen gewütet. Insbesondere Oberitalien nimmt den ersten Platz in dieser düsteren Chronik ein. Aber auch hier rüttelte die Krankheit die Behörden aus ihrer fatalistischen Untätigkeit auf, indem 1374 in Reggio (Kalabrien) die ersten strengen polizeilichen Eingriffe einsetzten. 1381 starben nach Sticker in Wien innert etwa zehn Wochen 40 000 Menschen dahin. Immer wieder kam es zu neuen Einbrüchen aus dem Orient oder aus dem Osten, so auch 1438, wohl von einer allgemeinen Pest in Indien aus, die dieses Mal vom Baltikum und Polen nach Westeuropa gelangte, auch jetzt teilweise begleitet von Hungersnot und Teuerung. In den Hundstagen des Jahres 1439 brach die Seuche über Basel herein.

Auch ins Leben von *Aeneas Sylvius Piccolomini*, dem Abkömmling eines verarmten Adelsgeschlechtes aus Siena, griff sie mehr als einmal in entscheidender Weise ein. So sollen ihr alle seine Geschwister mit Ausnahme von zwei Schwestern zum Opfer gefallen sein, wie in den «Commentaria» er-

zählt wird. Es ist denn auch nicht verwunderlich, daß der spätere Historiker in seinen Schriften immer wieder das schicksalhafte Massensterben von Heeren anführt, so etwa bei der Belagerung von Byzanz durch Zuleiman oder im Krieg des Alphons von Kastilien gegen die Mauren, die dank der Hilfe durch die Krankheit die Festung Gibraltar zu halten vermochten.

Im Frühjahr 1432 kam Aeneas als Sekretär eines italienischen Prälaten ans Konzil nach Basel, das stürmische Tage erlebte und erst nach der Krönung Kaiser Sigmunds sich zu konsolidieren begann. Verschiedene große Pläne wie die Zurückführung der Ostkirche zur katholischen Konfession und die Reformation der päpstlichen Kirche an Haupt und Gliedern erregten die Gemüter in Basel aufs heftigste. Ein erbitterter Kampf mit dem hartnäckigen Papst Eugen IV. wurde viele Jahre hindurch geführt. Aeneas glänzte in dieser Auseinandersetzung durch kunstvolle Reden im gefeiltesten Latein. Immer wieder stand die Verlegung der mächtig gewordenen Kirchenversammlung zur Diskussion. Eben als über die Absetzung des geradezu als Antichrist hingestellten Papstes lebhaft verhandelt wurde, legte die heranziehende Seuche alle Tätigkeit lahm.

Die Schilderung dieser wahrhaft bedeutenden Geschehnisse aus der Feder des gewandten Italiener ist genußreich zu lesen wie all die vielen Briefe und die wunderschöne Liebesgeschichte, die uns der «junge» Piccolomini hinterlassen hat. Es finden sich zwei unabhängige Beschreibungen der Epidemie und der persönlichen Erkrankung von Pius II. selber in den «*Commentaria de gestis Basiliensis concilii*» (S. 45 ff.), und in den ins Englische übersetzten «*Commentarii rerum memorabilium*» seiner Zeit, in denen die verschiedenen Krankheiten des unternehmenden Rechtsgelehrten ausführlich erwähnt werden. Auch in die Briefe aus jener Zeit ist manches über seine Krankengeschichte eingeflossen. Doch seien hier nur die wichtigsten Stellen über das Wüten der Pest in der Stadt, die den ganzen Zauber der Humanistensprache ausströmen, und die medizinisch interessanten Sätze über die unbeholfenen therapeutischen Versuche seines Arztes (in

freier Übersetzung) wiedergegeben. Man wird auch aus diesen so eindrucksvollen Worten verstehen, daß Jakob Burckhardt die Wirklichkeitsnähe, dieses unmittelbare Interesse am Treiben der Gegenwart des späteren Papstes mit höchstem Lob bedachte und daß spätere Interpreten Aeneas Sylvius als den «Apostel und Missionär des Humanismus in Deutschland» verherrlichten. Aus demselben Gefühl der Einmaligkeit heraus wurden die acht Basler Jahre Pius' II. etwa als «Sturm- und Drang-Periode» bezeichnet. Ja, man spürt die Hingabe eines für die Umgebung völlig aufgeschlossenen, sinnenfreudigen Italieners aus der fast wie ein Gemälde wirkenden Schilderung heraus, und es ist nicht verwunderlich, daß sie teilweise fast wörtlich von späteren Chronisten übernommen worden ist.

Mitten in die wochenlangen Beratungen über die Absetzung des «Boessewichts», wie Wurstisen den Papst nannte, platzt das Gerücht vom Herannahen der Pest herein, die «nicht nur die Jugendlichen» und die junge Generation, «sondern auch kräftige Männer» dahintrafte. Von den Armen der Stadt sei die «lues tabida» (das verzehrende Unheil) zu den Reichen und von diesen zu den Vätern des Konzils gelangt. Doch dürfe man sich von ihr in der Sendung der Stunde nicht erschrecken lassen. Man solle eine «gefährvolle Ehrenhaftigkeit» einer «sicheren Nützlichkeit» vorziehen, mahnte der schon in manchen Konzils-Stürmen erprobte Johannes von Segovia. Immer verblicher gestaltete sich die «Lage des Himmels», die erhoffte Reinigung blieb aus, große Unschlüssigkeit bemächtigte sich der Patres, aber der Wille, das zu hoher Aufgabe berufene Konzil zu retten, siegte. Zwar verbrannte der Syrius erbarmungslos die Felder, immer breiter grassierte die Pest, und «es war schrecklich zu sehen, wie Stunde für Stunde die Leichenzüge sich durch die Straßen hinaus bewegten und ohne Unterbruch das Mahl des Herrn oder das Sakrament der Letzten Ölung auf den Straßenkreuzungen waren». Kein Haus blieb verschont, Lachen und Scherze verstummt. Kinder vermißten die Eltern, Eltern die Kinder, man scheute sich, miteinander zu sprechen. «Manche blieben zu Hause, andere aber verstopften auf dem Gang durch die Stadt Nasen- und Ohrenlöcher mit wohlriechenden Gegenständen.» «Wie im ersten Herbstfrost die Blätter der Wälder fallen, so löschten die jungen Körper aus.» Es fehlte an Begräbnis-Stätten, weshalb große Senkgruben gegraben wurden. Totenblaß gingen die Väter des Konzils umher. Auch unter ihnen hielt der Tod reiche Ernte, und manches Einzelschicksal läßt der beredte Augenzeuge vor unseren Augen erstehen.

Herzbewegend sind die Epigramme, die Aeneas Sylvius

seinen so früh ihm entrissenen italienischen Freunden auf den Grabmälern der Kartause widmet. Sie sind neuerdings von Peter Buxtorf mit philologischer Akribie gewürdigt worden. Für eine der Inschriften ergibt sich von der Sammlung der Schriften des Sienesers durch Joseph Cugnoni die sichere Autorschaft des späteren Papstes, die bei Buxtorf offengelassen worden war. Auch die Verschiedenheit des Wortlautes des Epigramms für Ludovicus Pontanus in der Edition und auf dem Epitaph des Klosters ist von einem gewissen Interesse.

Durch die klassischen Verse hindurch verspürt man nicht nur Teilnahme, sondern den Schmerz des Freundes. Es sollte allerdings nicht lange gehen, bis der Würgengel auch seinem Lager nahte. In der Nacht nach dem Begräbnis seines Freundes Julianus Romanus «verspürte er ein Geschwür und lag drei Tage zwischen Leben und Tod. Weil die Diener (an seinem Aufkommen) zweifelten, wurde ihm die Ölung erteilt, und in der ganzen Stadt wurde er als tot betrauert». Dieser lakonische Passus der «Kommentare zum Konzil» wird nun, worauf schon 1840 der Theologe K. R. Hagenbach, damals Rektor der Universität, in seinen etwas moralistisch anmutenden «Erinnerungen» aufmerksam machte, in den persönlichen «Kommentaren» durch eine ausführliche Krankengeschichte ergänzt, die hier im Wortlaut dargeboten sei (Original: S. 7):

«Aber die Pest verschonte auch ihn nicht, und als er sich vergegenwärtigt hatte, daß er angesteckt war, rief er seinen Pflegern und beschwor sie, ihn zu verlassen, damit sie nicht durch ihr Verbleiben bei einem Sterbenden die Krankheit auch bekämen. Von diesen floh Jakob Cerveri voll Schreck aus Basel; Andreas Panigali, dessen Freundschaft aus festerem Stoff bestand, weigerte sich zu gehen, selbst wenn er bis zu seinem eigenen Tod ausharren müßte. Um jene Zeit hatte Aeneas einen Deutschen in seinem Dienst, namens Johann Steinhof, und Pietro, der Sohn von Julian, fragte beide wegen eines Arztes. Als er fand, daß zwei berühmte Ärzte in der Stadt waren, der eine aus Paris, gelehrt, aber gottlos, der andere fromm, aber unwissend, zog Aeneas die Frömmigkeit der Gelehrsamkeit in der Überlegung vor, daß keiner die wirkliche Behandlung der Pest kenne.

Die angewandte Behandlung bestand in Folgendem: Da die rechte Hüfte befallen war, öffneten sie eine Vene an seinem linken Fuß. Dann, nachdem er diesen ganzen Tag und einen Teil der Nacht wach gehalten worden war, ließ man ihn ein Pulver einnehmen, dessen Natur der Arzt nicht mitteilen wollte. Mehrmals wurden zerhackte

freier Übersetzung) wiedergegeben. Man wird auch aus diesen so eindrucksvollen Worten verstehen, daß Jakob Burckhardt die Wirklichkeitsnähe, dieses unmittelbare Interesse am Treiben der Gegenwart des späteren Papstes mit höchstem Lob bedachte und daß spätere Interpreten Aeneas Sylvius als den «Apostel und Missionär des Humanismus in Deutschland» verherrlichten. Aus demselben Gefühl der Einmaligkeit heraus wurden die acht Basler Jahre Pius' II. etwa als «Sturm- und Drang-Periode» bezeichnet. Ja, man spürt die Hingabe eines für die Umgebung völlig aufgeschlossenen, sinnenfreudigen Italieners aus der fast wie ein Gemälde wirkenden Schilderung heraus, und es ist nicht verwunderlich, daß sie teilweise fast wörtlich von späteren Chronisten übernommen worden ist.

Mitten in die wochenlangen Beratungen über die Absetzung des «Boessewichts», wie Wurstisen den Papst nannte, platzt das Gerücht vom Herannahen der Pest herein, die «nicht nur die Jugendlichen» und die junge Generation, «sondern auch kräftige Männer» dahinnahmte. Von den Armen der Stadt sei die «lues tabida» (das verzehrende Unheil) zu den Reichen und von diesen zu den Vätern des Konzils gelangt. Doch dürfe man sich von ihr in der Sendung der Stunde nicht erschrecken lassen. Man solle eine «gefährvolle Ehrenhaftigkeit» einer «sicheren Nützlichkeit» vorziehen, mahnte der schon in manchen Konzils-Stürmen erprobte Johannes von Segovia. Immer verblicher gestaltete sich die «Lage des Himmels», die erhoffte Reinigung blieb aus, große Unschlüssigkeit bemächtigte sich der Patres, aber der Wille, das zu hoher Aufgabe berufene Konzil zu retten, siegte. Zwar verbrannte der Syrius erbarmungslos die Felder, immer breiter grassierte die Pest, und «es war schrecklich zu sehen, wie Stunde für Stunde die Leichenzüge sich durch die Straßen hinaus bewegten und ohne Unterbruch das Mahl des Herrn oder das Sakrament der Letzten Ölung auf den Straßenkreuzungen waren». Kein Haus blieb verschont, Lachen und Scherze verstummten. Kinder vermißten die Eltern, Eltern die Kinder, man scheute sich, miteinander zu sprechen. «Manche blieben zu Hause, andere aber verstopften auf dem Gang durch die Stadt Nasen- und Ohrenlöcher mit wohlriechenden Gegenständen.» «Wie im ersten Herbstfrost die Blätter der Wälder fallen, so löschten die jungen Körper aus.» Es fehlte an Begräbnis-Stätten, weshalb große Senkgruben gegraben wurden. Totenblaß gingen die Väter des Konzils umher. Auch unter ihnen hielt der Tod reiche Ernte, und manches Einzelschicksal läßt der beredte Augenzeuge vor unseren Augen erstehen.

Herzbewegend sind die Epigramme, die Aeneas Sylvius

seinen so früh ihm entrissenen italienischen Freunden auf den Grabmälern der Kartause widmet. Sie sind neuerdings von Peter Buxtorf mit philologischer Akribie gewürdigt worden. Für eine der Inschriften ergibt sich von der Sammlung der Schriften des Sienesers durch Joseph Cugnoni die sichere Autorschaft des späteren Papstes, die bei Buxtorf offengelassen worden war. Auch die Verschiedenheit des Wortlautes des Epigramms für Ludovicus Pontanus in der Edition und auf dem Epitaph des Klosters ist von einem gewissen Interesse.

Durch die klassischen Verse hindurch verspürt man nicht nur Teilnahme, sondern den Schmerz des Freundes. Es sollte allerdings nicht lange gehen, bis der Würgeengel auch seinem Lager nahte. In der Nacht nach dem Begräbnis seines Freundes Julianus Romanus «verspürte er ein Geschwür und lag drei Tage zwischen Leben und Tod. Weil die Diener (an seinem Aufkommen) zweifelten, wurde ihm die Ölung erteilt, und in der ganzen Stadt wurde er als tot betrauert». Dieser lakonische Passus der «Kommentare zum Konzil» wird nun, worauf schon 1840 der Theologe K. R. Hagenbach, damals Rektor der Universität, in seinen etwas moralistisch anmutenden «Erinnerungen» aufmerksam machte, in den persönlichen «Kommentaren» durch eine ausführliche Krankengeschichte ergänzt, die hier im Wortlaut dargeboten sei (Original: S. 7):

«Aber die Pest verschonte auch ihn nicht, und als er sich vergegenwärtigt hatte, daß er angesteckt war, rief er seinen Pflegern und beschwor sie, ihn zu verlassen, damit sie nicht durch ihr Verbleiben bei einem Sterbenden die Krankheit auch bekämen. Von diesen floh Jakob Cerveri voll Schreck aus Basel; Andreas Panigali, dessen Freundschaft aus festerem Stoff bestand, weigerte sich zu gehen, selbst wenn er bis zu seinem eigenen Tod ausharren müßte. Um jene Zeit hatte Aeneas einen Deutschen in seinem Dienst, namens Johann Steinhof, und Pietro, der Sohn von Julian, fragte beide wegen eines Arztes. Als er fand, daß zwei berühmte Ärzte in der Stadt waren, der eine aus Paris, gelehrt, aber gottlos, der andere fromm, aber unwissend, zog Aeneas die Frömmigkeit der Gelehrsamkeit in der Überlegung vor, daß keiner die wirkliche Behandlung der Pest kenne.

Die angewandte Behandlung bestand in Folgendem: Da die rechte Hüfte befallen war, öffneten sie eine Vene an seinem linken Fuß. Dann, nachdem er diesen ganzen Tag und einen Teil der Nacht wach gehalten worden war, ließ man ihn ein Pulver einnehmen, dessen Natur der Arzt nicht mitteilen wollte. Mehrmals wurden zerhackte

Stücke von grünem, saftigem Rettich und manchmal Stücke von feuchtem Lehm auf das Geschwür und die befallene Stelle aufgelegt.

Unter dieser Behandlung stieg das Fieber, begleitet von heftigem Kopfweh, an, und man zweifelte an seinem Leben. Deswegen ließ er einen Priester kommen, beichtete und erhielt Abendmahl und letzte Ölung. Bald darauf begann er in seinem Geist zu irren und gab sinnlose Antworten auf Fragen.»

Daß Aeneas Sylvius totgeglaubt wurde, kostete ihm eine Pfründe einer Propstei in Mailand, die einem andern zuerteilt wurde.

«Aber nach sechs Tagen erholte er sich Gott sei Dank. Als er seinem Arzt ein Honorar von 6 Florins anbot (denn die Höflichkeit und Gläubigkeit des Mannes ist bemerkenswert und vielleicht ohne Präzedenz bei einem Arzt gewesen), sagte der letztere in der Meinung, es sei nicht so viel Wert gewesen: «Wenn Du willst, daß ich all' dies Geld nehme, so will ich sechs arme Leute pflegen», und er verpflichtete sich eidlich, dies zu tun.»

Diese Reminiszenz wurde vom Papst einige Jahre vor seinem Tode geschrieben, ist also, was die Beurteilung des Arztes in religiöser Hinsicht betrifft, von dort her zu verstehen. Im übrigen scheint Aeneas zeitlebens, wie auch aus seinen Briefen hervorgeht, den Ärzten gegenüber einerseits sehr kritisch gewesen zu sein, andererseits aber von ihrer Aufgabe eine hohe Meinung gehabt zu haben. Es entsprach dem für das Tun und Lassen seiner Mitmenschen auch in physischer Hinsicht interessierten Humanisten, daß er auch zur Versinnbildlichung bestimmter Probleme hin und wieder Beispiele aus der Tätigkeit des Arztes heranzog. Als von rheumatischen Störungen früh Geplagter und früh Dahingeshiedener — er zog sich diese Anfälligkeit angeblich von einem tagelangen Bußmarsch bei ungünstiger Jahreszeit zu — hatte er viel mit Ärzten zu tun. Es ist übrigens wiederum die Pest, die ihn während seiner Tätigkeit als Sekretär des Kanzlers Caspar Schlick am Kaiserhof aus Wien vertrieb und damit die Muße gab zu seiner schwungvoll-schönen Epode horazischen Gepräges: «O dreimal selig, der von Stadtgeschäften fern» und zu seinem fesselnden Gemälde des Hoflebens («Über das Elend der Hofleute»).

Was die Auffassung Piccolominis von der Ursache der Pest betrifft, so werden immer noch kosmisch-siderische Vorgänge angeschuldigt. Die ärztliche Behandlung wird mit größter

Aufmerksamkeit verfolgt. Sie entspricht der humoral-pathologischen Lehre jener Zeit. Bei einer andern fieberhaften Krankheit, die der Pest vorausgegangen war, hatte Philippus aus Bologna, der Leibarzt des Herzogs Filippo Maria und später des Papstes Nikolaus V., den armen Notarius in Mailand fast zu Tode purgiert, so daß er 75 Tage lang fieberte.

Nachdem Aeneas die schwere Krankheit glücklich überstanden hatte, vermochte er die großartige Krönung des erkorenen Papstes Felix V. im Basler Münster mit der alten leidenschaftslosen Aufmerksamkeit zu verfolgen. Auch die kurz nach der Genesung gehaltene Reformrede spricht für das rasche Wiedererlangen der Kräfte. Es scheint in ihm damals die höhere, über den Sinnentaumel hinausführende Denkweise gepflanzt worden zu sein, die dann in der berühmten Retraktionsbulle vom 26. April 1463 gipfeln sollte. Aus dem Alltag des Konzillebens, wie man ihn sich vorstellen mag, hat Emanuel Stickelberger ja in seiner feinsinnigen Novelle «Der Papst als Brautwerber» einige hübsche Szenen festgehalten.

Was schließlich das Konzil betrifft, so gab die mutige Haltung des neuernannten Präsidenten, Kardinal Louis' von Arles, den Ausschlag. In den «Kommentaren» heißt es zu diesem Sieg des Geistes über Seuchenbedrohung: «Wie demzufolge im Kriege die Soldaten alle Bedrängnis willig auf sich nehmen, wenn sie inmitten der Feinde ihren Feldherrn erblicken, so schämten sich die Väter des Konzils, vor der Pest zu fliehen, als sie ihren Präsidenten in derselben Gefahr mit ihnen ausharren sahen.» So trotzte die große Kirchenversammlung, die neben Aeneas auch seinen späteren Freund Nicolaus Cusanus als erhabensten Geist zu ihren Mitgliedern zählte, der tödlichen Gefahr, um sich noch zehn Jahre weiter zu behaupten.

IV.

Nachdem die wichtigsten Geschehnisse um die Pest in Basel in den Jahren 1349 und 1439 wenigstens skizziert worden sind, bleibt uns übrig, vor allem den Schwarzen Tod vom heutigen Wissen aus in die größeren Zusammenhänge hineinzustellen. Zuerst sei dies für *die sozialen und kulturellen*

Begleit- und Folgeerscheinungen versucht, wobei der Verfasser als Arzt für manche unvollständige Interpretation um Nachsicht bitten muß.

Der Mediävist ist im allgemeinen gewohnt, die drei dominierenden Zeiterscheinungen: Pest, Judenverfolgung, Geißler in dieser zeitlichen Reihenfolge — um nicht zu sagen: kausalen Verkettung — zu sehen und zu deuten. Die hinter die Oberfläche sich vertiefende Forschung der letzten Jahrzehnte, an der auch Medizinhistoriker beteiligt sind, hat hier jedoch die Akzente etwas anders gesetzt. Schon Theodor Meyer-Merian erwähnt die früheren Judenverfolgungen (1298, Franken; 1317, Frankreich; 1337, Colmar), bevor er auf die ersten Schauprozesse in Savoyen (Chillon, 15. Sept. 1348) und die Ausstrahlungen von dort nach Bern und Zofingen eingeht. Die Richtigstellung von seiten der Allgemeinhistoriker verdanken wir Robert Hoeniger (1882), dessen Monographie in Basel übrigens dem Nachlaß von Franz Overbeck entstammt. Dieser Theologe macht speziell aufmerksam auf die zweite, ähnlich orientierte Schrift des Österreichers Karl Lechner (1884). Und soweit ich sehe, sind bis heute diese auch für die geistigen und wirtschaftlichen Auswirkungen der Pest grundlegenden Untersuchungen nicht überholt, sondern vielmehr ergänzt worden.

Ohne auf den Beitrag des einzelnen Forschers näher einzugehen — Lechner belegt die Feststellungen Hoenigers durch Beispiele —, seien die auch vom Arzt-Bibliothekar Ernst Wickersheimer in neuerer Zeit am Fall der Lepra erhärteten Befunde hier zusammengefaßt. Ähnlich wie schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts die Aussätzigen behandelt worden waren, so wurden auch die Juden aus Rachemotiven wegen der wirtschaftlichen Besserstellung einzelner unter ihnen immer wieder verfolgt. Die Pest bedeutete einen Vorwand, um sich an ihnen wieder zu vergreifen. Dies wird dadurch bewiesen, daß die Massaker der Juden sozusagen immer zeitlich der Pest vorangingen (oben gezeigt für Basel). Hoeniger sieht hier ein altes, bis auf das Verhältnis von Phöniziern und Griechen zurückgehendes historisches Gesetz sich wiederholen, nämlich die im Zusammenhang mit einer «Geldkrise» angestrebte



Symbolische Darstellung der Pest. Aus: Ludwig Englert, «Von alt-deutscher Heilkunst». Leipzig 1935.



Kaiser Heinrich VII. bestätigt die Privilegien der Juden nach den Judenverfolgungen. Aus einem Codex. Anfang 14. Jahrhundert.



Prozession der Geißler. Aus einer Handschrift. Brüssel (1349).

«Emanzipation von fremder Handelsvormundschaft». Es wird vor allem gezeigt, daß vielerorts die Juden zahlreicher an der Pest starben als die Christen, daß also von ihrer hygienischen Sonderstellung, die z. B. auch Th. Meyer und Aegidius Tschudy annahmen, nicht die Rede sein kann. Die Umkehrung des zeitlichen Verhältnisses entspringt dem seit 1450 aufkommenden Bedürfnis der Exkulpation seitens der christlichen Chronisten und Historiker. Das alte Ammenmärchen sollte also endlich aus der Historiographie verschwinden.

Auch die «Geißler-Epidemie» geht in Italien und dann in Deutschland der Pestpandemie zeitlich weit voraus, entspringt religiösen Volksbewegungen, hat also mit dem Einbruch der Seuche in ihren Ursprüngen nichts zu tun. Aus einer ursprünglichen Bußübung, die allerdings durch die Pest namentlich in Deutschland allerorten einen jähen Auftrieb erhielt, wurde schon bald eine gegen den unwürdigen Klerus gerichtete oppositionelle Bewegung, die schließlich sogar zur Aufreizung gegen die Juden ausartete, sich also ein zeitgenössisches Motiv zunutze zu machen wußte. Aus dieser Verwirrung ursprünglich reiner Motive ist es auch zu verstehen, daß Geschichtsschreiber des 16. Jahrhunderts (Wurstisen) in verächtlichem Ton von den «Vaganten» (solt sprechen Flagellanten) berichten.

Es ist also ersichtlich, daß die gewaltige Gesundheitskrise des Abendlands auch zu einer tiefen sozialen Erschütterung führte. Diese seelisch bedingte Reaktion hat ja bekanntlich, wie Schloßberger neuerdings wieder zeigte, in der Literatur ihren bleibenden Niederschlag gefunden, so z. B. in J. P. Hebels Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes (Der listige Kaufherr), in Zwinglis ergreifendem Gebetslied «Hilf, Herr Gott, hilf in dieser Not» und zuletzt im Pestroman des bekannten Franzosen A. Camus. Daß sich hierin, wie Michelet u. a. annahmen, der besonders düstere Volkscharakter der Deutschen spiegelt, kann also nicht zugegeben werden. Die auch in Basel aktiven «Gottesfreunde», die von geistesmächtigen Predigern wie Tauler stark mitgerissen wurden, seien in diesem Zusammenhang auch noch erwähnt.

Überhaupt wurden die Gemüter, wie nicht anders zu erwar-

ten, durch die Krankheitsnot zutiefst aufgewühlt. Neben alten Verheißungen profaner Natur (Sage von der Wiederkehr des Kaisers Friedrich II.) wurde der Wunderglaube aller Art zu neuem Leben erweckt. Die Verehrung der Pestheiligen (Rochus u. a.), die Huizinga modern als «Krankenversicherung» interpretiert hat, ist auch in die darstellende Kunst eingegangen, wo die «Totentänze» von Frankreich aus ihren Widerhall in den benachbarten Ländern gefunden haben, wie schon vor hundert Jahren Wilhelm Wackernagel im «Erdbebenbuch» ausführlich gezeigt hat. Mit Recht wurde diese Schaustellung der Vergänglichkeit als Zeichen des im menschlichen Denken verwurzelten «Materialismus» (Huizinga) gekennzeichnet.

Hatte sich diese Weltuntergangsstimmung in den makabersten körperlichen und geistigen Exzessen kundgetan, so schlug das Pendel sehr bald nach der anderen Richtung aus. Alle Betrachter dieser einem tödlichen Schüttelfrost vergleichbaren Bewegung gehen einig darin, daß sehr bald ein unbändiger Wille zum Leben auf ganzer Breite die Oberhand gewann. Man spürt das Überbordende dieser Reaktion noch in den teilweise vorwurfsvollen Kommentaren der Chronisten, die alle die einsetzenden Zeichen neuerwachter Lebenslust nur zu häufig mit negativen Vorzeichen versahen. Aus Basel habe ich zu der einsetzenden «Sittenlosigkeit» keine ins Einzelne gehenden Belege gefunden, während etwa in der offenbar schon damals besonders leichtlebigen Pfalz der Rat in einer besonderen Verordnung gegen den Kleiderluxus und die unanständige Mode der Frauen ankämpfte. Sogar ein Mann wie Villani hält mit seinem Abscheu vor den «rauschenden Festen», die in Florenz noch während der Epidemie gefeiert wurden, nicht zurück.

V.

Rudolf Wackernagel berichtet durchaus sachlich, daß sich Basel von der Pest wie auch vom Erdbeben rasch erholt habe. Als zwar nüchterner, aber doch in erster Linie der Kulturgeschichte verpflichteter Forscher dürfte er aber *die wirtschaftlichen Auswirkungen* des Schwarzen Todes nicht ganz

ins rechte Licht gestellt haben. Und es wäre auf Grund der neuesten Untersuchungen vielleicht verlockend, auch für Basel anhand der Quellen auf diese Frage in der ganzen Breite näher einzugehen. Denn wie sollte der neue, in Italien (die Medici) und Frankreich (Jacques Cœur) erwachte Geschäftsgeist nach dem gewaltigen Aderlaß nicht auch in unserer Stadt zu verspüren gewesen sein? Ist der Nachweis Traugott Geerings (1886), daß 1441 in der «durch Krieg und Seuchen entvölkerten Stadt» die Gebühren für den Eintritt in die Zünfte vom Rat stark erniedrigt wurden, wirklich als isolierte Erscheinung zu betrachten?

Ohne auf Einzelheiten einzugehen, sei anhand auch neuester Studien versucht, die wirtschaftlichen Zustände im Anschluß an die Pest zusammenfassend zu registrieren.

Es ist auffallend, wie lange die Historiker der Nationalökonomie diesen Fragen aus dem Weg gegangen sind und die Pandemie des 14. Jahrhunderts mit ihren Dutzenden von Millionen Toten in ihren Überlegungen beiseite gelassen haben. Erst die dem Historismus nahestehende Schule Gustav Schmollers und August Meitzens, der Hoeniger angehörte, weitete den Blick auf diese Zusammenhänge, bis dann in unserem Jahrhundert Kowalewski und in allerjüngster Zeit Friedrich Lütge und Ernst Kelter das Problem systematisch in Angriff genommen haben. Selbst von medizinhistorischer Seite (Ackerknecht) ist noch vor kurzem versucht worden, von einem aprioristischen Gesichtspunkt aus die Bedeutung der Seuchen in allgemeiner Hinsicht zu bagatellisieren.

Selbstverständlich ist es nicht richtig, all die bedeutsamen Entwicklungen des 14. Jahrhunderts auf das Konto des Massensterbens zu setzen. Vielfach handelt es sich lediglich um eine Verschärfung schon vorher sich anbahnender Krisen. Aber es leuchtet auch dem ökonomischen Laien ein, daß der Ausfall von so vielen Arbeitskräften und der Tod der Besitzenden schwerwiegende Verschiebungen in der Lebensmittel- und Geldwirtschaft, also in den Verhältnissen auf dem Land und in der Stadt zur Folge haben mußte.

Schon Schmoller hatte ohne genauere zahlenmäßige Unterlagen auf die Übervölkerung und das Zusammengepfertchsein großer Menschenmassen in den — relativ engen Städten — hingewiesen. Unter diesen Bedingungen mußte die Seuche sich rasch verbreiten. Berücksichtigt man außerdem die noch gar

nicht stabilen gesellschaftlichen und gewerblichen Zustände, die der genannte Historiker treffend als die «Flegeljahre des deutschen Zunftlebens» bezeichnet hat, so mußte die «höhere» Einwirkung auch hier vollends alles aus den Fugen bringen. Es dürfte sich empfehlen, die wichtigsten Gebiete dieser Umschichtung kurz vor Augen zu führen, so wie sie von den genannten Forschern erarbeitet worden sind.

Überall kam es, wie bereits die älteren Schriften zeigen, da die Arbeitskräfte rarer geworden waren, zu einer starken Wertsteigerung der menschlichen Produktion. Dies hatte einen Anstieg der Arbeitslöhne zur Folge. Die auf weiten Strecken fehlende Bodenbebauung, die u. a. an den seit langem bekannten Wüstungen schuld war, zog eine Steigerung der Preise für die Erzeugnisse der Landwirtschaft nach sich. In Verbindung mit der Münzverschlechterung, über die aus verschiedenen Ländern berichtet wird, mußte schon während der Seuche eine Teuerung, ja sogar Hungersnot einsetzen, was die Menschen gegenüber Krankheiten anfälliger machte. Die Behörden sahen sich zur staatlichen Festlegung von Höchstsätzen der Löhne gezwungen. Von nachhaltiger Wirkung waren z. B. in Venedig und in Frankreich die weitblickenden Maßnahmen zur Belebung des Gewerbes, indem der Zuzug von auswärtigen Arbeitskräften erleichtert wurde. Für die spätere wirtschaftliche Blüte etwa der adriatischen Republik wurden damals die Grundlagen geschaffen. Diesem dadurch herbeigeführten freien wirtschaftlichen Wettbewerb standen in andern Gegenden drakonische Maßnahmen gegenüber, die sich auf lange Zeit als schwerer Hemmschuh auswirkten. In dieser Gewerbefreiheit darf man auch die Ansätze für den Frühkapitalismus jener Zeit erblicken, der sich z. B. im mächtigen Aufstreben bestimmter Handelshäuser geltend machte. So ist im Jahre 1367 durch die Zuwanderung vom Land das Haus der Fugger in Augsburg gegründet worden. Diese Zusammenhänge wurden von Kowalewski speziell auch für die Schweiz aufgezeigt.

Diese schon in der früheren Literatur niedergelegten Schlußfolgerungen wurden in den letzten Jahren neu aufgegriffen und teilweise nach den einzelnen Sektoren des Wirt-

schaftslebens differenziert. In der grundsätzlichen Darstellung des Münchener Wirtschaftshistorikers Lütge, die an Breite der Gesichtspunkte nichts zu wünschen übrigläßt, wurden für die ländlichen Gebiete, die Städte, die Kirche usw., die entsprechenden Teilerscheinungen festgehalten. Wenn wir uns auf die beiden letzten Teile beschränken, so ist für die Städte das Dahinsterben vieler Hausbesitzer kennzeichnend. Deren Vermögen blieb häufig ohne Erben, da ganze Familien ausstarben. Dieses herrenlose Gut führte zu willkürlicher Okkupation; damit kam es wiederum zur Ansammlung von Kapital in den Händen einzelner, die mit diesen Mitteln teilweise sehr geschickt operierten und den Grundstock für späteren Familienbesitz legten. Die Preise der gewerblichen Produkte stiegen infolge der Seltenheit der Arbeitskräfte. Ganz im Sinne der Formulierungen von Adam Smith brach für das Handwerk eine goldene Zeit an. Alle diese direkten und indirekten Folgen der Massenvernichtung von Menschenleben schufen die Basis für die aufstrebende Entwicklung der Städte, die namentlich in den prachtvollen Bauten von Bürgerhäusern und Rathhäusern zum Ausdruck kam. Dem Luxus und der Verschwendungssucht wurde also auch von der wirtschaftlichen Seite aus Vorschub geleistet.

Ihm gegenüber steht die Ausbildung eines Proletariats der Lohnarbeiter. Durch die Zuwanderung von Landarbeitern in die Städte hervorgerufen, wuchs deren Einwohnerzahl wegen bald einsetzenden Geburtenüberschusses um so stärker an. Und zum erstenmal traten schärfere soziale Gegensätze in breiterem Umfang zutage. Von hier aus sind auch die Aufstände und die Kämpfe der Zünfte um ihre Sicherung an zahlreichen Orten zu erklären. Bekanntlich erhielt 1382 Basel eine neue Zunftordnung. Kelter erwähnt auch die Neugestaltung des Landschaftsbildes, das z. B. in England durch die Umstellung der Agrarwirtschaft auf Schafzucht herbeigeführt wurde.

Im kirchlichen Bereich ist die während der Pest beobachtete Spendefreudigkeit zum Anlaß einer folgenschweren Bereicherung vieler Klöster und Orden geworden. Den prachtvollen Bauten von Kirchen, Altären usw. steht aber eine

Verwilderung des Klerus gegenüber, in dessen freigewordene Ämter sich viele unberufene Elemente gedrängt hatten. Diese Dekadenz mußte der Kritik rufen, an der es denn auch, wie bereits gezeigt wurde, keineswegs fehlte. Die vorreformatorischen Bewegungen im 15. Jahrhundert dürfen daher zum Teil sicher zu den indirekten Folgeerscheinungen der Pest gezählt werden.

So ist es im Anschluß an die Pest zu einer tiefgreifenden Umschichtung des sozialen und wirtschaftlichen Gefüges gekommen, die es teilweise verständlich macht, daß Lütge die historische Zäsur zwischen Mittelalter und Neuzeit um das Jahr 1350 setzt. Auch wenn man unter Mitberücksichtigung der Geistesgeschichte nicht so weit zu gehen gewillt ist, wird man zugeben müssen, daß die äußeren Lebenserscheinungen durch das physische Geschehnis der großen Pandemie grundlegend neugestaltet wurden und unter den neuen Lebensbedingungen der Tatkraft einzelner Männer ein weites Feld geöffnet wurde.

VI.

Es wird, wie auch der Basler Historiker Hermann Bächtold betonte, Aufgabe künftiger Geschichtsschreibung sein, die Bedeutung derartiger physischer Katastrophen in ihre Betrachtung einzubeziehen. Sie würde damit die universale Weite des Blickes zurückgewinnen, die etwa noch einen der Pioniere des Historismus, B. G. Niebuhr gekennzeichnet hat. Angesichts dieser Forderung stellt sich auch für den Seuchenforscher die dringliche Aufgabe, seinerseits von biologischen Kenntnissen aus die Vergangenheit zu erhellen. Allerdings sieht er sich dabei ebenso schweren und oft unlöslichen Problemen wie sein Kollege von der historischen Fakultät gegenüber. Denn wie soll man von den alten Berichterstattern erwarten, daß sie sich zu ursächlichen Krankheitsmomenten äußern, deren Bedeutung erst die neueste *Bakteriologie und Epidemiologie* aufgedeckt haben?

Im Falle der Pest fragt man sich, welche Beweise wir besitzen dafür, daß es sich beim Schwarzen Tod wirklich um die Pest handelt. Dieser Beweis ist dank den Vergleichen zwi-

schen den Berichten über neue Epidemien in Indien und über die Pest im Mittelalter, die schon Hecker und besonders Hirsch angestellt haben, von der phänomenologischen Seite her einwandfrei erbracht. In beiden Fällen handelt es sich um dieselben Krankheitsformen, die Beulen- und die Lungenpest, für deren Einzelheiten auf die Lehrbücher der Medizin verwiesen werden muß. Hingegen ist von der ätiologischen Seite her der Beweis bisher nicht erbracht und wird vielleicht nie mehr zu erbringen sein.

Als Überträger der Pest sind Nagetiere, in unseren Breiten vor allem Ratten, und als Zwischenwirte deren Flöhe anzusehen. «Schwerter und Lanzen, Pfeile, Maschinengewehre und selbst moderne Sprengstoffe hatten viel weniger Macht über die Geschicke der Völker als die Fleckfieberlaus, der Pestfloh und die Gelbfiebertmücke», schreibt der deutsch-amerikanische Bakteriologe Hans Zinßer. Wie aber die Rolle dieses Flohs, dieser Ratten *ad oculos* demonstrieren? Es liegt der Schluß nahe, daß mit der Beantwortung dieser Frage, um die sich in letzter Zeit vor allem Rodenwaldt bemüht hat, auch das Rätsel gelöst wäre, weshalb die Pest in unseren Tagen in Europa so gut wie ausgestorben ist. Sind für diese erfreuliche Tatsache biologische Änderungen beim Träger der Krankheit, etwa eine erworbene Immunität, oder solche bei den Überträgern verantwortlich zu machen? Sicher ist, wie aus neuesten Berichten von chinesischen Ärzten der Weltgesundheitsorganisation über die Pest im Fernen Osten hervorgeht, der Erreger gleichgeblieben.

So sind noch viele seuchengeschichtliche Fragen offengeblieben. Und es wird auf dem Gebiet der Pest der zukünftigen Forschung vorbehalten bleiben, nachzuweisen, daß der Rattenfloh als Überträger nicht unbedingt notwendig, d. h. daß auch eine Übertragung von Mensch zu Mensch möglich ist. Damit wäre das Fehlen von Hinweisen auf die Ratten in den historischen Dokumenten erklärt. Wohl nur auf Grund dieses Nachweises wären die Geschichtsquellen mit den modernen Erkenntnissen in vollkommenen Einklang zu bringen, ein Ziel, das der Medizinhistoriker immer wieder als Richtschnur seiner Forschung vor sich zu sehen hat.